

(Nachdruck verboten.)

65]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Bronta.

Von neuem holte er zum Stöße aus, und nur wenige konnten sehen, was er tat, da die unaufhörlich um ihn her entfalteten Mäntel ihn den Blicken entzogen. . . . Der Stier fiel, und aus seinem Maule schoß ein Strom Blutes.

Endlich! . . . Das Publikum beruhigte sich und hörte auf, mit den Armen zu fuchteln; aber die Pfiffe und Rufe dauerten fort. Ein Knecht versetzte dem Stier den Gnadenstoß; man entfernte die Degen aus seinem Körper und spannte ihn mit dem Kopfe an die Zugtiere, die ihn im Galopp aus dem Zirkus schleiften, in dessen Sand er eine breite, eingedrückte Spur und Blutstreifen hinterließ, die von den Knechten mit Rechen vertilgt wurden.

Gallardo zog sich hinter die Barriere zurück, um den beleidigenden Zurufen zu entgehen, die seine Gegenwart entfesselte. Dort blieb er ermüdet und keuchend, mit einem schmerzenden Bein, und fühlte trotz seiner Niedergeschlagenheit die Genugtuung, der Gefahr entronnen zu sein. Er war also doch nicht zwischen den Hörnern der Bestie gestorben! . . . aber das dankte er seiner Vorsicht. Das Publikum! Ja, das war nur ein Haufen von Meuchelmördern, die den Tod eines Menschen herbeiwünschten, als ob sie allein das Leben liebten!

Der Rückzug aus dem Zirkus, durch die das Gebäude umstehenden Menschenmassen, Kutschen und Automobile hindurch und die langen Reihen der Straßenbahnwagen entlang war traurig. Gallardos Wagen fuhr langsam, um die aus dem Zirkus heimkehrenden Gruppen von Menschen nicht zu überfahren, die vor den Maultieren auf die Seite gingen, aber, als sie den Stiersechter erblickten, ihre Gefälligkeit zu bereuen schienen.

Aus den Bewegungen ihrer Lippen glaubte Gallardo entseßliche Beleidigungen herauslesen zu können. Andere Wagen fuhren an dem seinigen vorüber, in denen schöne Frauen mit weißen Spitzschleiern saßen, die teils die Köpfe abwandten, um den Stiersechter nicht zu sehen, und teils ihn mit herzzerreißendem Mitleid betrachteten.

Der Matador duckte sich, als wollte er unbemerkt vorbeikommen, und versteckte sich hinter dem corpulenten Racional, der finster und schweigend dasah.

Eine Anzahl von Jungen lief pfeifend hinter dem Wagen her. Viele, die auf den Trottoirs standen, pfeiften mit und glaubten sich dadurch für ihre Armut rächen zu können, die sie gezwungen hatte, einen ganzen Nachmittag vor dem Zirkus stehen zu bleiben, in der Hoffnung, etwas zu sehen. Sie hatten das Fiasko Gallardos erfahren und überhäuferten ihn mit Schimpfworten, sehr erfreut, einen Mann, der so große Reichthümer gewann, kränken zu können. Diese Proteste weckten den Stiersechter aus seinem sich selbst auferlegten Schweigen auf.

„Den Teufel auch! Weshalb dieses Gepfeife? . . . Sind sie vielleicht im Zirkus gewesen? . . . Hat es ihr Geld gekostet? . . .“

Ein Stein fiel zwischen die Räder des Wagens, an dessen Seiten die Gassenjungen schrien, bis zwei Gardisten zu Pferde die Menge zerstreuten und dann die ganze Alcalastraße hinauf dem berühmten Juan Gallardo . . . „dem ersten Mann der Welt“, ihren Schutz angedeihen ließen.

10.

Die Cuadrillas waren soeben in die Arena eingetreten, als an der Tür zu den Pferdeställen stark geklopft wurde.

Ein Bedienteter ging auf sie zu und rief, schlecht geklaut, hier sei kein Eingang, man möge sich eine andere Tür suchen. Da ihm aber von draußen eindringlich geantwortet wurde, machte er auf.

Ein Mann und eine Frau traten ein; jener trug einen weißen, breitkrämpigen Hut; die Frau war schwarzgekleidet und ihren Kopf bedeckte ein Spitzschleier.

Der Mann schüttelte dem Angestellten die Hand, in der er ein Mittel zur Besänftigung zurückließ.

„Sie kennen mich, nicht wahr?“ fragte der Ankömmling. „Bin ich Ihnen wirklich nicht bekannt? . . . Ich bin Gallardos Schwager, und hier ist seine Ehefrau.“

Die Blicke Carmens spähten nach allen Seiten in den verlassenen Hof. Von weitem, hinter den hohen Backsteinmauern, ertönte Musik, und man vernahm das ungeduldige, von begeisterten Rufen und neugierigem Lärm unterbrochene Atmen der Menge. Die Cuadrillas zogen vor dem Prästeden ten vorüber.

„Wo ist er?“ fragte Carmen ängstlich.

„Wo soll er sein?“ gab der Schwager barsch zurück. „In der Arena, bei seiner Arbeit. . . . Eine Narrheit, hierher zu kommen, ein Unsinn! Daran ist wieder meine natürliche Gutmütigkeit schuld!“

Carmen blickte immer wieder um sich, aber mit einer gewissen Unentschlossenheit, als bereute sie, bis hierher gekommen zu sein. Was sollte sie tun?

Antonios Händedruck und die Verwandtschaft dieser beiden Personen mit einem Stiersechter von Ruf hatten ihre Wirkung auf den Angestellten nicht verfehlt, und er zeigte sich gefällig. Wenn die gnädige Frau bis zum Schluß des Schauspielers warten wolle, könnte sie in der Wohnung des Portiers ausruhen. Wenn sie dem Schauspiel beizuwohnen wünsche, könne er ihnen, selbst wenn sie keine Eintrittskarten hätten, einen guten Platz anweisen.

Carmen fuhr bei diesem Vorschlag erschreckt zusammen. Den Stierkampf mit ansehen? . . . Nein. Bis zum Zirkus war sie unter Anstrengung ihrer Willenskraft gekommen, und sie bereute es schon. Die Gegenwart ihres Mannes in der Arena hätte sie nicht ruhig ertragen können, sie hatte ihn niemals inmitten des Kampfes gesehen. Sie würde dort warten, solange sie könne.

„Wenn es denn sein muß“, sagte der Sattler mit ruhiger Ergebung, „so bleiben wir, obschon mir nicht recht verständlich ist, was wir hier bei den Pferdeställen zu tun haben.“

Seit dem vorangegangenen Tage hatte Encarnacions Gemahl seine Schwägerin überall hin begleitet, und er hatte viel von ihrer nervösen Unruhe und ihren von der Furcht hervorgerufenen Tränen zu leiden gehabt.

Am Sonnabend um die Mittagszeit hatte Carmen mit ihm im Schreibzimmer des Maestros gesprochen. Sie wolle nach Madrid: sie habe sich zu dieser Reise entschlossen. In Sevilla halte sie es nicht mehr aus. Seit nahezu einer Woche fliehe sie der Schlaf, und in ihrer Einbildung erblicke sie Schreckensjenen. Ihr weiblicher Scharfblick lasse sie eine große Gefahr erkennen, und sie müsse an Juans Seite eilen. Sie wüßte nicht, was sie durch die Reise erreichen werde, aber sie sehnte sich nach der Nähe Gallardos mit jenem heißen Verlangen, das im Versein des geliebten Wesens die Gefahr vermindert glaubt.

Sie konnte nicht so weiter leben. Durch die Zeitungen hatte sie Juans großes Fiasko vom vergangenen Sonntag im Zirkus von Madrid erfahren. Sie kannte den Berufsstolz des Stiersechters; sie hatte das Vorgefühl, er werde dieses Mißgeschick nicht mit Ergebung hinnehmen. Er werde verzweifelte Kühnheiten begehen, um den Beifall des Publikums wieder zu erobern. Der letzte Brief, den sie von ihm erhalten hatte, ließ es unbestimmt durchblicken.

„Nein, niemals“, sagte sie mit Entschiedenheit zu ihrem Schwager. „Noch heute nachmittags fahre ich nach Madrid. Wenn Du willst, kannst Du mich begleiten, wenn nicht, gehe ich allein. Vor allen Dingen nichts an Don Joss verlauten lassen; er würde sich der Reise widersetzen. Das Mütterchen allein weiß davon.“

Der Sattler sagte zu. Unentgeltlich nach Madrid reisen zu können, wengleich in betrübter Gesellschaft, das mußte benützt werden. . . . Während der Fahrt gab Carmen ihren heißen Wünschen Ausdruck. Sie würde energisch auf ihren Mann eintreten. Wozu weiter Stiere töten? Hätten sie nicht genug, um leben zu können? . . . Er müsse sich zurückziehen, aber sofort, sonst ginge sie zugrunde. Es sei absolut nötig, daß dieses sein letztes Stiergefecht sei. . . . Auch das schiene ihr noch zuviel. Sie käme früh genug in Madrid an, um zu verhindern, daß ihr Mann am Nachmittag auftrete. Sie ahne, daß ihre Gegenwart ein Unglück verhüten werde.

Allein der Schwager brach in laute Protestrufe aus.

„Welche Ungeheuerlichkeit! Aber so seid Ihr Weiber einmahl! Ihr seht Euch etwas in den Kopf, und das muß sein. Glaubst Du, es gäbe keine Behörden, keine Gesetze, keine Stierkampfvorschriften? Glaubst Du, es genüge, daß eine Frau ihren Mann zu umarmen wünscht und Angst hat, um ein Stiergefecht abzusagen und das Publikum dastehen zu lassen? Du kannst zu Juan sagen, was Du willst, aber erst nach der Vorstellung. Die Behörde läßt nicht mit sich spaßen; sie würde uns alle verhaften.“

Der Sattler sah schon in seiner Einbildungskraft die traurigsten Folgen voraus, wenn Carmen auf ihrem widerfinnigen Vorschlag, ihren Mann aufzusuchen und ihn am Kampfe zu verhindern, beharren sollte. Man würde sie alle verhaften. Er sah sich schon im Geiste im Gefängnis sitzen als Mitthäter bei diesem Beginnen, das ihm in seiner Einfalt einem Verbrechen gleichkam.

Bei ihrer Ankunft in Madrid mußte er neue Anstrengungen machen, um zu verhüten, daß seine Gefährtin nach dem Hotel eilte, wo ihr Mann abgestiegen war. Was hätte sie dabei erreicht?

„Du wirst ihn nur durch Deine Gegenwart verwirren, und er wird in schlechter Stimmung nach dem Zirkus gehen, und wenn ihm etwas zustößt, wird es Deine Schuld sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Tscharie.

(Nachdruck verboten.)

Von Branislav Nuschitch.

Aus dem Serbischen überseht von Martha Borobjewitsch.

Wenn er auch diesmal sich nicht entschließen konnte, eine andere Frau zu nehmen, von welcher er mit Allahs Willen Kinder erhalten könnte, dachte er dennoch oft über die Sache nach. Und so legte er es sich zurecht: Wohl könnte er noch eine Frau nehmen, aber ohne achtel't mit Gatuscha zu machen, so, daß auch diese seine Frau bleiben dürfte. Aber dies würde er nur dann unternehmen, wenn er eine häßliche andere finden könnte, die ihn nicht von Gatuscha trennte und auf welche Gatusch-Hanuma nicht eifersüchtig werden könnte. So würde Gatuscha auch fernerhin seine Liebste und Zuerste bleiben, die andere wäre eben nur da, um ihm Kinder zu schenken.

Und eines Tages geschah etwas sehr Günstiges. Ein Buchabetschia (der oberste Finanzbeamte des Bezirkes) wurde nach Anatolien berufen, er avancierte zum Desterdar (der oberste Finanzbeamte des Vilajets). Dieser rief Halil-Efendi zu sich und fragte ihn, den Aelteren, der im ganzen Orte bekannt war, um Rat, auf welche Weise er am besten seine Habe los werden könnte, da es sehr kostspielig und umständlich war, den ganzen Hausrat auf eine solche weite Reise mitzunehmen. Er verkaufte Sofas und Sessel, Kohlenbeden und Spiegel und noch vieles andere, was auf einer Kleinigkeit. Mehrere Tage lang dauerte der Verkauf, und jeden Abend überbrachte Halil-Efendi dem Desterdar-Bey den Gewinn und die Rechnungen.

Eines Abends meinte der Desterdar zu ihm: „Alles dies ist nicht einmal hinreichend, mir meine Schulden auszusahlen, und weit ist die Reise. Könntest Du mir, Halil-Efendi, noch für etwas einen Kunden finden?“

„Efend'm?“

„Ich habe eine Tscharie, sie ist jung, nicht eben schön, aber noch jung. Ich will sie nicht mit mir nehmen, sondern sie verkaufen.“

„Efend'm, hast Du den Paschalar schon gefragt?“

„Ich habe ihn gefragt, er will sie nicht.“

„Wir werden sehen, vielleicht läßt sich jemand finden.“

„Suche, suche, Halil-Efendi.“

„Für wieviel würdest Du sie geben, Bey-Efendi?“

„Verlange vierzig, schließlich kannst Du sie aber auch für dreißig goldene Lira (1 Lira = 19 Mk.) lassen. Sie kann arbeiten, meinem Harem leistete sie Mägdebedienste.“

„Ich werde sehen.“

Als Halil-Efendi sich entfernte, rief ihm der Bey noch nach:

„Weißt Du was, gib sie mir, ich will sie für fünfundsiebzig Lira, soviel kostete sie mich selbst.“

Halil-Efendi lief straks nach Hause, und als sie beim Abendessen saßen und er und Gatusch-Hanuma von diesem und jenem sprachen, erzählte er ihr auch, wie der Desterdar seine Tscharie verkaufte. Kaum hatte er ausgesprochen, rief Gatusch-Hanuma ihm zu:

„Weißt Du was, Efend'm, kaufe Du sie, Du und niemand anderes.“

Halil-Efendi lachte.

„Was sprichst Du für närrisches Zeug? Was soll sie mir?“

„Was sie Dir soll? Nimm sie, nimm, ich sage Dir, nimm sie.“

„Gut, sagen wir, ich nehme sie, aber woher nehme ich das Geld dazu?“

„Wir werden welches finden, Efend'm.“

„Und dann, was werden die Leute dazu sagen? Halil-Efendi hat vierhundert Piaster Gage monatlich und kauft eine Tscharie.“

„Wenn sie Dir aber Kinder schenkt?“

Halil-Efendi fuhr bei diesen Worten förmlich zusammen, schaute nachdenklich seine Hanuma an und versiel darauf in ein langes Nachdenken. Und als sie schlafen gingen, dachten sie jedes für sich noch lange, lange an ein und dasselbe. Halil-Efendi erhob sich sogar einmal während der Nacht und zündete eine Zigarette an, was er bis dahin niemals getan hatte.

Als er am Morgen aufwachte, sich gewaschen und das Gebet verrichtet, setzte er sich wie gewöhnlich unter jenen Nußbaum, fing an, seine Zigaretten zu rollen, und sie sorgfältig in die Schachtel reichend, erwartete er den Kaffee; doch kaum waren drei Zigaretten fertig, kam Gatusch-Hanuma schon den Ausgang herunter und trug auf einem Präsentierteller ein großes Glas eiskalten Wassers, ein Stück Boukoum (eine Hebrige Süßigkeit) und zwei Schalen Kaffee. Was aber heute ungewöhnlich war — auf diesem Präsentierteller lagen noch zwei Reihen goldener Dukaten, zwei dünne Perlschnüre und eine mit Diamanten geschmückte Nussnadel.

„Was ist das?“ fragt verwundert Halil-Efendi.

„Das?“ meinte Gatusch-Hanuma noch verwundeter. „Du weißt doch . . .“

„Ich weiß? Nichts weiß ich!“

„Ich mag mich nicht schmücken . . . da . . . nimm das . . . verkaufe es, oder lasse es bei jemandem in Verfaß und nimm das Geld.“

„Ja, was soll ich denn damit?“

„Nun . . .“ ergänzte Gatusch-Hanuma, „kaufe die Tscharie vom Desterdar-Bey.“

Halil-Efendi konnte nicht anders; er umarmte Gatusch-Hanuma und küßte ihr den Mund, den Hals, die Stirne, die Haare . . .

2.

Jenen Abend befanden sich nicht zwei, sondern drei in Halil-Efendis Hause. Nun war auch Seliha da, die der Desterdar-Bey dem Freunde zuliebe noch um fünf Lira billiger gelassen hatte.

Seliha ist ein junges, schwächliches Mädchen, kaum fünfzehn Jahre alt; klein, mit niedriger Stirn, wunderschönen, feurigen Augen und schwarzem Haar. Ihr Vater war ein Tschertesse, ihre Mutter eine Türkin. Der Desterdar-Bey hatte sie vor mehreren Jahren gekauft, als sie ein ganz kleines Ding war, eigentlich mehr, um seiner Hanuma eine Dienerin zu geben. Wie sie nun älter wurde, schenkte er ihr schon mehr Aufmerksamkeit; sie verrichtete auch keine groben Arbeiten mehr, aber dennoch konnte man nicht sagen, daß sie ihm sehr ans Herz gewachsen war. Weshalb er sich auch so leicht entschlossen, sie zu verkaufen. Und er hatte dabei nichts verloren, für zwanzig Lira hatte er sie gekauft und um ebensoviel sie an Halil-Efendi abgegeben.

Gatusch-Hanuma hat sie liebenswürdig empfangen, etwa wie eine Schwester. Sie freute sich sogar, obwohl ihr das Mädchen nur als Dienerin in das Haus kam.

Den ersten Tag war Seliha schüchtern und einsilbig, den zweiten, den dritten und die darauffolgenden Tage schloß sie sich aber schon zutraulich an Gatusch-Hanuma an.

So vergingen einige Monate, und die Tage verflossen schön und ruhig wie bis dahin. Nur saßen jetzt Halil-Efendi und Gatusch-Hanuma zusammen, dort, unter dem Nußbaum, und Seliha servierte ihnen den Kaffee. Seliha hatte jetzt alles auf sich genommen; sie goß ihnen das Wasser auf, wenn sie sich wuschen; sie deckte den Tisch und richtete die Betten.

Nach wie zuvor liebte Halil-Efendi einzig und allein nur Gatusch-Hanuma und läßt kein Auge von ihr. Seliha scheint er kaum zu bemerken und würde selten seine Augen ihr zugewendet haben, wenn nicht manchmal selbst Gatusch-Hanuma ihn auf sie aufmerksam gemacht hätte.

Eines Abends vor Sonnenuntergang, als Halil-Efendi vom Dienste zurückzuerwarten war, stand Gatusch-Hanuma schon eine halbe Stunde vorher hinter der Hofstürze und lauschte ungeduldig auf seine ihr bekannten Schritte. Und so frühlich war ihr Gesicht, lustig zwinkerten ihre Augen; sie konnte kaum ruhig stehenbleiben. In einem fort zog sie den einen Fuß aus dem Holzspantöffelchen, um sofort wieder hineinzuschlüpfen. Dabei guckte sie unablässig durch das Loch in der Hofstürze.

Endlich kommt auch Halil-Efendi; sie kennt seinen Schritt von weitem schon. Sie wartet nicht einmal, daß er ordentlich die Türe öffne — schon faßt sie ihn ungeduldig bei der Hand.

„Efend'm, was wirst Du mir für Bakhschisch (Trinkgeld) geben?“

„Aber für was denn?“ fragt neugierig Halil-Efendi.

„Nein, ich lasse Dich nicht mit leeren Händen in das Haus eintreten. Gehe in die Tscharschia (Geschäftsviertel) und kaufe mir ein Kopfstuch.“

„Ein Kopfstuch?“ fragt Halil-Efendi, und seine Augen beginnen zu leuchten in ahnender Freude.

„Eines aus Stambul, mit Seidenfranzen. Gehe schnell, ich werde Dich hier bei der Türe erwarten.“

Halil-Efendi wiegt zufrieden den Kopf, und lächelnd meint er:

„Gut, gut!“ kehrt um und läuft in die Tscharschia.

(Fortsetzung folgt.)

Die Große Berliner Kunstausstellung.

III.

5. Figurenbild und dekorative Landschaft.

Das frühere „Genrebild“ erhält sich noch in alter sinniger Einfachheit, wie auch diese Ausstellung zeigt. Nur verdeckt es, durch das Gelächter der Moderne scheinbar geworden, seine Spruchbänder ein wenig mehr, beachtet dafür etwas mehr die Arbeit selbst und geht so ebenfalls einer allmählichen Veredelung entgegen.

Die Vorgänge sind noch selten frei von Banalität und übergroßer Harmlosigkeit, der Mangel an Originalität und eigenem Einfall tritt in dem Wiederholen uralter Themen zutage.

So „Adam und Eva“ von Stahl (17). Es ist möglich, daß man diese Rekonstruktion von Museumseindrücken als „neue Romantik“ feiert. Adam ist mit einer Jade angezogen, wie sich das für „Christenmenschen“ gehört, auch die Eva manierlich bekleidet, dazu betrachten sie sich den fliegenpilzfarbigen Apfel und ertragen das Gekloppele schlecht kopierter Engel. Die Poesie ist faulstichig aufgetragen, aber wie schlechter Nibenzuderhonig zweiter Qualität. Das Ganze in einem unmöglichen Dunkel.

78 ist ein gut gemalter Akt von Bräune, dessen Gähnen ganz unnötig ist und nur von der Arbeit selbst ablenkt. Wieviel Geist gehört dazu, einen Menschen gähnen zu lassen? Mehr Verdienst ist es, einen weiblichen Akt so treu und lebendig zu malen, daß er Beachtung erzwingt, wie es bei diesem Fall ist.

Das große Bild von Groeber, die Malschüler (Saal III, 81), ist roh und keineswegs mehr als eine Anhäufung von Porträtskizzen. Starbina's Kammerkätzchen (85) spricht für sich. De mortuis... die beiden Szenen von Kallmorgen: 89 (Die Kameraden), 91 (Weim Regliden) belegen den Eindruck eines im Grunde pedantischen Zeichners, der der Farbe keineswegs sehr verständnisvoll gegenübersteht, dafür ein sehr korrekter Beobachter ist.

Die ländliche „Hochzeit“ auf Frano von Wilkens (108) ist etwas grell belichtet, aber groß gearbeitet und nicht ohne Hoffnungen für die Zukunft.

Müller-Schönefelds „Sehnsucht“ (154) enthält einen sehr schönen weiblichen Akt in entsprechender langweiliger, gemachter Pose, das Bild einer alten Frau mit Haube (162) viel feine Details, aber zuviel Zartheit und Kleinlichkeit.

„In schöner lauer Maienmacht träumts sich gar wunderbar“, betitelt Jülich (207) sein Bild. Aber es sitzt sich wohl ungemütlich, wenn einen der Künstler so hölzern in die Brombeeren setzt, die Quelle ist wohl sehr spät in den Traum eingetreten, die Aussicht durch den Hügel gehemmt und so die Einheit der Landschaft gestört. „Man“ wird gut tun, mehr die Natur auch nachts mit offenen Augen, besonders auf ihre auch nachts höchst lebendigen Farben anzusehen. An sich möchte man diesen Gang zur Poesie aus der Malerei nicht fortwünschen, nur sollte er nicht als Dedmantel für schlechte Malerei dienen. — Ebenso verträumt, aber am hellen Tage sind die „Kessler“ von Courvoisier (208) gemalt. — In einer Landschaft, die allenfalls für eine Stubendecke taugte, steht ein miserabel gemalter Akt in unmöglichen Farben.

In das „Laubentolontest“ (361) von Eichhorst ist wohl zu viel „hübsche“ Charakteristik hineingebracht, das Bild nicht ohne Reize und interessante gelungene Details, aber als Ganzes wohl nicht bedeutend.

Sehr anständig ist der „Ruhhandel“ von Württemberg (474) sowohl in der kräftig-klaaren Zeichnung, als in den sächigen Farben, eines der besten Bilder dieser Ausstellung. — Eine gute unbefangene „Madonna“, anmutig-natürlich, ohne Allegorie und Verklärung, ist die von Plontke (522). Eine dritte, „Sehnsucht“ von Oskar Hermann-Lamb (527) enthält mindestens einen sehr guten Akt in einer guten Landschaft — nur das Tuch und der Titel sind wohl unnützig hineingebracht.

Die „Bigeuner von Sacramento“ von Rodriguez-Acosta (674) sind leider nur in die schönen Farben hingeseht, aber nicht verarbeitet. Die Darstellung ist dafür natürlich und ohne störendes Arrangement.

Sehr schlimm ist der Saal mit den Kartons, die von der Kessame als höchstbedeutend ausposaunt wurden. Zunächst drängt sich eine Kohlezeichnung von Hans Looschen „Die Arbeit“ auf (701). Ein Mann in realem Gewand wälzt in einer Stellung, die ihm einen Leistenbruch garantieren würde, in der Sinnlosigkeit aller Allegorien und der preussischen Akademiker in besonderen, auf einen Erbhäufen einen Fels. Das ist nicht ein Sinnbild der Arbeit, sondern ein Sinnbild unpraktischen Atelierstumpfsinnes. Ein Blick auf Hodler, den Autodidakten, zeigt, wie „Arbeit“ heute ohne solche arbeitseligen Mädchen stark und anschaulich ausgedrückt werden kann.

Hinter dem armen Opfer dieses unpraktischen Arbeitgebers steht ein recht verblendeter Engel mit eigentümlichen Flügeln und betrachtet das fürchtbar langweilige Geäst; er soll aber wohl einige Äpfel pflücken und — der süßliche Lohn für die schwere Arbeit des Felswälgens — die „Arbeit“ damit abfinden?

Looschens „Hygiea“ (708) ist bedeutend erträglicher, obgleich der Gegenstand die Langeweile und Phrasenhaftigkeit ausstrahlt, die mit diesen konventionellen Figuren untrennbar verbunden sind. Der Karton 702 von Picard (Der Kampf) ist noch schwächer in dem Anäuel von Leibern — und stimmt allenfalls heiter, weil dieser doch immerhin hinter uns liegt.

Die Geschichte von der heiligen Genoveva, die Paris Nahrungsmittel bringt, wurde von Rudis de Chavannes für das Pariser Pantheon als Wandgemälde ausgeführt. Die Zeichnungen 708—709 lassen viel lichte Farben, freie, natürliche Bewegung und lebhaftes Genieren vermuten. 574 — Prozession im Böhmerwald von Malh — ist eine sehr gute Aufgabe mit unendlichen malerischen Möglichkeiten, nur sehr grob und bunt erledigt. Das Waldfest von Eichhorst (648) hat wohl ein jeder schon dudenweis in alten illustrierten Zeitschriften gefunden und sich des traulichen deutschen Waldes, des ersehnten ruhigen Genießens der Figuren, gefreut. Das gilt auch hier. Man vergißt ganz gern dabei, wie viel weiter wir in der Wiedergabe des Waldes mit unseren heutigen Mitteln gekommen sind.

Die Art unserer derzeitigen Staats- und Stadtaufräge zeigt 649 von Marcus, Quedlinburg wird von der Hebstin unterworfen. Ein Historienbild — aber doch erfüllt vom Geist der Zeit, großzügig, teilweise sehr malerisch, mit recht anschaulich gegebenen Pferden, nicht ohne Bühnenpathos, das in der Natur dieser Aufräge liegt. Dagegen ist („Leuthen“) von Kaempffer 656 das alte schlechte Schlachtenbild, mit stürmenden Pferden — falschen Tonwerten — mehr mit Schwung als Sorgfalt gemalt — und schließlich eine sehr platte Symbolisierung des Ereignisses.

Sehr platt ist auch „Das goldene Zeitalter“ (706) von Menard. Mühlentruch's „Im Spiel der Wellen“ (1117) ist mindestens in der Komposition — auch in der Farbe nicht schlechter als Klingers ebenfalls nur gezeichnete „Sirene“; beide fallen vor der wirklich dichterisch gesehenen Böcklins in nichts zurück. — Ein leuchtendes Blau strahlt schon durch drei Säle von dem Triptichon der Johanna Engel, „Im Kranze der Zeiten“ (1118), auf dem drei Akte, die keineswegs Zeiten erkennen lassen, durch dekorative Papier-Blumengewinde von der schwachen Altmalerei ablenken, wozu auch die sehr farbige Wiese und der bligblaue Himmel helfen.

Einen plötzlichen Ruck zur Moderne tat Wederath in der „Kreuzigung“ — indem er durch einige Ausdrucksfarben — gelb, oder und Blutrot — die Szene einfacher und größer zu charakterisieren suchte. Das geht nicht ohne Willkür und Irrtümer ab, dennoch offenbar er viel gestaltende Kraft im römischen Soldaten, in den Körpern der Schächer.

Ernst zu nehmen ist auch das Menschenpaar von Marhe-Fries, in dem doch der Ausdruck recht stark und schön, auch die Körper in der Farbe nicht sehr abfallen. Erforderlich ist aber wohl einige Zurückhaltung, um nicht zu „schön“ und süß zu werden.

Die „Sommernacht“ von Pietschmann (1058) ist eine im allgemeinen selbst hier ziemlich übervundene Stilmerei mit billigster Nüchternheit statt Malerei. So steht der Schreden aller geschmackvollen Rheinreisenden aus. „Kunst fängt an, wo das Banale aufhört“!

Der gut bewegten Pferde halber ist 1055, „Der Fuhrmann“ von Messerschmidt angenehmer; sehr schmerzhaft dagegen wieder die „Insel der Seligen“ von Wille (1147) mit dem ganzen imitierten Kulissen- und Statistenapparat eines schlechten Sommertheaters — „arrangiert“ und „gemalt“.

Im „Freibad Wannsee“ (1252) von Garnisch sind einige gute frische Töne, wie die stets der Fall sein muß, wenn von der Natur selbst gemalt wird. Amüsant ist, wie der Maler jeder Darstellung eines Altes auszuweichen versteht und in der Nähe nur Bekleidete sieht, die entsetzten Nackten aber sehr anreichend durch die Wadenkloster „erschöpft“.

Gar nicht schlecht, obwohl nicht sehr ehrlich gemalt, doch mit guter Bewegung, sind die tanzenden Mädchen in der Sonne (1319) „Lezte Strahlen“ von Liekmann, zunächst ein Ansatz — aber voll Schwung und Freude hingeseht.

Wieder mehr schön gedacht als gekonnt sind Müller-Münsters „Röffe der Königin“ (1336). Die Mäde jener Zeiten dürften nicht so schwächliche Körper besessen und auch kaum den hölzernen Trippelschritt des Stadfräuleins sowie deren billige Kesselschleier gekonnt haben.

Eine gut und kräftig in Form und Farbe durchgeführte Dekorativität ist die von Johnson „Und der Herr sprach“ (1429) mit einer schönen Gruppe und sehr gut stimmenden Landschaft.

Nicht sehr stark sind die Soldatenstücke von Fehr (1042 und 1434), von denen das „Am Waldbrand“ interessanter ist. Es mag sehr schwer fallen, bei derart schönen Gelegenheiten die Anekdoten fortzulassen — und die Aufmerksamkeit einzig auf die Malerei gerichtet zu sehen. Dafür bessert sich diese auch zusehends. — Der schwache Eindruck, den man diesmal von den Reiterbildern Janz's erhält (1459, 1461, 1467), ist doch ein Zeichen, wie die übrigen den einst als Vortrab geltenden Münchenern nachgerückt sind. Ein abschreckendes Beispiel für schlechte Dekorativität ist das „Lanzlied“ (2007) von Stoebing, in dem schwächlich gemalte Figuren mit faden Gesichtern allerlei mechte Bewegungen versuchen. Endlich darf ein Werk nicht übersehen werden, das bei Vermeidung einiger dekorativer Hilfsmittel in der Kraft der Darstellung der Körper, der Durchführung der guten Komposition einen künftigen Meister verheißt; es ist dies der „Ringkampf“ von Turmester (1413).

P. G. Angloff.

Der Wind als Bodenbildner.

Wenn ein Gestein zu Staub und Sand zerfallen ist, so unterliegen die feinen Körner der Wirkung des Windes, wenn Sie nicht durch natürliche oder künstliche Mittel festgelegt werden,

Der Sand wird durch den Wind in trägen Wolken über den Boden getragen, der feine Staub dagegen hoch in die Luft emporgewirbelt und kommt erst nach Wochen zur Ruhe. Je feiner das Korn des Sandes oder Staubes, um so weiter wird er durch den Wind getragen. Staub von $\frac{1}{100}$ Millimeter Durchmesser kann um die ganze Erde geweht werden. Die größten Sandkörner, die ein mittlerer Wind zu tragen vermag, haben einen Durchmesser von 2 Millimeter. Bei einer Körnung von 0,125—0,25 Millimeter wird er vom Winde bereits über 1 Kilometer getragen. Die deutschen Flugande haben eine Körnung von 0,2—0,5 Millimeter.

Der Flugand kann auf mancherlei Weise entstehen. Jedes quarzhaltige Gestein und jede sandführende Ablagerung kann Flugand liefern. So finden wir in Ägypten und Tripolis viele Wüstengegenden, wo der Flugand durch Vermittlung von Sandstein entstanden ist.

Ein weiterer Flugandlieferant ist das Meer. Die Meereswellen führen dem Strande beständig neues, aus feinem Quarzsand bestehendes Material zu. Nach dem Austreten wird der Sand vom Winde — feuchter Sand ist dem Winde unangreifbar — landeinwärts getrieben und in der Nähe des Strandes zu langgestreckten, Seefrandsdünen benannten Hügelchen aufgetürmt. Werden die Dünen nicht festgelegt, so treibt sie der Wind immer weiter landeinwärts, wobei alles, was sie auf dem Wege antreffen, verschüttet wird. In früheren Jahren sind durch solche wandernden Dünen in Norddeutschland Wälder und ganze Ortschaften verschüttet worden. Durch das Meer ist ein großer Teil der norddeutschen Flugandböden entstanden.

Ähnlich wie beim Meere kann Flugand sich auch an den Ufern großer Binnenseen ausbilden. So finden wir beispielsweise Sanddünen an den Ufern des Aral- und Kaspisees.

Loose Sandmassen, die im Binnenlande vom Winde zu Hügelchen aufgetürmt werden, nennt man Festlandsdünen. Sie werden häufig aus dem Sand der Flüsse gebildet. So sind die Flusdünen am linken Ufer der Wolga bei Kasan, die weit in die Kirgisensteppe hineinwandern, aus Flussschlamm entstanden, der die tonigen Leichen verloren hat. In früherer Form sehen wir dieses Beispiel an den zentralasiatischen Flüssen Amudarja und Syrdarja. Diese Flüsse führen ungeheure Mengen sandigen Schlammes. Ihr Flußbett ist damit beinahe ausgefüllt. Bohrungen im Bett des Amudarja haben eine Mächtigkeit des Flussschlammes bis zu 23 Meter ergeben. Natürlich werden dann die Ufer, sobald das Wasser steigt, überflutet und der sandige Schlamm lagert sich weiterhin über ein großes Uberschwemmungsgebiet ab. Nachdem das Wasser gefallen, trocknet der heiße Wind den Schlamm schnell aus und bläst den Staub und die leichten Schlammteilchen, d. h. die tonigen Substanzen, davon. Der zurückgebliebene gereinigte Sand wird vom Winde zu Dünen aufgetürmt und weitergeschoben. Auf diese Weise sind aus den Ufergebieten des Syrdarja und Amudarja riesige Sandwüsten entstanden.

7 Proz. unserer gesamten Sandoberfläche werden vom beweglichen, losen Sand eingenommen.

Verfolgen wir jetzt noch kurz die Schicksale des feinen Gesteinsstaubes.

Nach Nichtsofen ist jede Wüste ein Sturmzentrum. Es ist bereits gesagt worden, daß feuchter Boden vom Winde nicht angegriffen werden kann. Aller Staub muß darum solange wandern, bis er die trodrene Wüste verlassen hat und feuchten, vor dem Winde geschützten Boden findet oder durch Regen herabgewaschen wird. Wir können uns kaum eine Vorstellung von der Unmenge des in den Luftströmen schwebenden Staubes machen. Der größte Teil des Staubes wird in den sogenannten Steppengebieten, die den Wüsten meist angrenzen, abgelagert. Hier sind die Winde schwächer als in der Wüste, auch besuchter häufiger Niederschläge den Boden. Letztere reichen aus, um einen manchmal üppigen Grasschnitt zu erzeugen, jedoch nicht, um einen Waldwuchs zu ermöglichen. All diese Umstände wirken zusammen, um den Staub nicht nur aus der Luft niederzulagern, sondern ihn auch am Boden festzuhalten. Die auf diese Weise entstandenen Ablagerungen nehmen gewaltige Gebiete ein. Man kennt sie unter dem Namen Lößgebiete. Ihre größte Ausdehnung haben sie in China. Übrigens sei erwähnt, daß die berühmte russische Schwarzerde ein Lößboden ist, dessen Humusgehalt durch Humifizierung der Leichen der Stepppflanzen entstanden ist.

Während der Flugandboden eine beinahe völlig sterile Bodenart darstellt, ist der Löß, als ein aus feinsten Tonteilchen bestehender Bodentypus sehr fruchtbar, denn die Tonteilchen sind die Träger der Bodennährstoffe.

Dr. X.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.

Schachnachrichten. In neuen Arbeiter-Schachklub sind zu verzeichnen: Berlin, 13. Abteilung „Besten“, Karlsbad 17, Ede Flottwellstr., Restaurant Pähler, Freitag; und 14. Abteilung „Diten II“, Weberstr. 6 bei Voh, Montag. Zürich, Kreis III, Ede Kasernen- und Müllerstraße, Montag und Donnerstag. Schwabach, Ringstr. 12, Rest. „Zum Brausebad“, Montag.

Am 17. Juli findet eine Generalversammlung der „Märkischen Arbeiter-Schachvereinigung“ in der Berliner Abteilung „Zentrum“ Dragonerstr. 15 statt. Auf der Tagesordnung steht u. a. eine

Verantw. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag: Vorwärts-Verlag u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

Debatte über die früher schon mitgeteilten Einzelheiten des geplanten internationalen Arbeiter-Schachbundes.

Der Match Spielmann-Fahrt wurde doch schließlich vom ersten mit 6 zu 5 gewonnen.

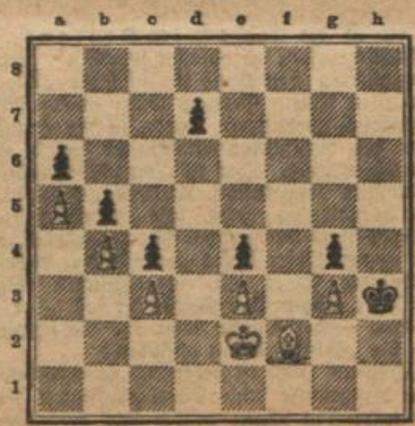
Auf Einladung von Dr. Larrasch weist zurzeit S. Spielmann in Nürnberg, um sich mit seinem Gastgeber fürs Hamburger Turnier einzuspielen. Die hierbei getauschten Partien werden der Öffentlichkeit einstweilen nicht bekannt gegeben.

Um die erschöpfende Beendigung der variantenreichen Französischen Eröffnung in Partienform nicht abwarten zu müssen, werden wir von nun an möglichst kurze Analysen auch über andere wichtige Eröffnungen bringen. Wir beginnen heute mit der „Spanischen Partie“ (auch Eröffnung des „Ruy Lopez“ genannt). Sie entsteht durch die Züge: 1. e2—e4, e7—e5; 2. Sg1—f3, Sb8—c6; 3. Lf1—b5. Als beste Verteidigung gilt heutzutage: 3. a7—a6!; 4. Lb5—a4, Sg8—f6. Statt des letzten Zuges von Schwarz empfiehlt Alapin Lb4. Jedoch ist dies von anderen Autoritäten nicht anerkannt, und der Springerzug ist fast allgemein üblich. Wir beginnen demnach mit ihm, um dessen Konsequenzen, wie folgt, zu demonstrieren. 5. Dd1—e2! (üblicher, jedoch minder stark ist 0—0, worauf Schwarz mit S×e4! sich ausreichend verteidigen kann.) 5. b7—b5 (Auf 5. Lc7 nebst 6. d6 oder auch umgekehrt wird Weiß mit c2—c3 nebst ev. d2—d4 ein starkes Zentrum erreichen. Bei 5. Lc5? geht nach 6. L×c6, d×c6; 7. S×c6, Dd4; 8. Sd3 zc. ein Bauer verloren.) 6. La4—b3, Lc8—b7; (6. Lc5?; 7. a4, b4?; 8. L×f7, K×f7; 9. Dc4? zc. Ober 6. Lc5? 7. a4, Tb8; 8. a×b5, a×b5; 9. Sc3, b4; 10. Sd5 zc. Weiß steht besser.) 7. c2—c3, Lf8—c5; 8. d2—d3, h7—h6 (Die Fesselung Lg5 wäre sonst lästig.) 9. Le1—c3, Dd8—e7; 10. Sb1—d2. Wir ziehen das weiße Spiel vor, da Schwarz sowohl auf d5 als auf f5 schwache Punkte hat, die durch das Manöver Sd2—f1—g3 (e3)—f5 (d5) bedroht werden können. —

Französische Partie.

Im Münchener Viermeisterturnier 1909 gespielt.

Dr. Tartakower	S. Alapin	11. g2—g4	.....
Weiß	Schwarz	Auf 11. b4 folgt 11. a5!	
1. e2—e4	e7—e6	11.	Sd7×c5
2. d2—d4	d7—d5	12. g4×f5	Tf8×f5
3. Sb1—c3	Sg8—f6	13. 0—0—0	.....
4. Le1—g5	Lf8—c7	13. b4, Se4 ist ebenfalls ungünstig.	
5. Lg5×f6	.....	13.	Dd8—f8
Die Spielweise e4—e5 ist von uns schon in früheren Spalten erledigt worden.			
5.	Le7×f6	14. Lf1—e2	a7—a5
6. e4—e5	.....	Um b2—b4 nebst ev. Ld3 nicht zuzulassen.	
Mit 6. Sd3, 0—0; 7. Ld3, c5!;		15. Th1—g1	Lc8—d7
8. e5 zc. kommt man zur nächstfolgenden Nummerung		16. Td1—d4	Ld7—e8
6.	Lf6—e7	17. Td4—g4	Le8—g6
7. Dd1—g4	.....	18. Dh3—g3	Tf5—f7
Üblicher, wenn auch nicht besser, ist 7. Sd3, 0—0; 8. Ld3, c5; 9. h4, worauf Schwarz am besten 9. f6! antwortet (9. c×d4?; 10. L×h7, K×f7; 11. Sg5? zc. mit übermächtigem Angriff für Weiß) z. B. 10. c×f6, T×f6! (Nicht 10. L×f6? wegen 11. L×h7! nebst ev. Sg5? wie in der obigen Nummer) 11. Sg5, Th6 zc. Schwarz ist im Vorteil. Die Spielweise im Text rührt von Rieles her.		Schwarz droht Lh5 und steht hiermit besser.	
7.	0—0	19. Sf3—g5?	.....
8. Sg1—f3	f7—f5	Verliert sofort, jedoch können auch andere Züge die weiße Partie auf die Dauer nicht mehr retten.	
9. Dg4—h3	e7—e5	19.	Le7×g5†
10. d4×c5	Sb8—d7!	20. Tg4×g5	d5—d4
Falls 10. L×c5 so 11. Ld3 nebst g2—g4 mit starkem Angriff.		21. Le2—h5	.....
		zieht Sc3, so folgt Se4.	
		21.	Lg6×h5
		22. Tg5×h5	d4×c3
		23. Dg3×c3	.....
		Auf Dh3 folgt Tf3!	
		23.	Tf7×f2
		24. b2—b3	Ta8—c8
		25. Tg1—d1	Sc5—a4
		Aufgegeben, weil die Drohung Da3? nicht zu parieren ist.	



D. Blathy. — Weiß zieht und gewinnt.